

Leseprobe aus:

Iris Alanyali

Die Blaue Reise



Wie ich Deutsche wurde

Ich bin stolz darauf, Deutsche zu sein.

Huch.

Aber ich kann das erklären. Es heißt doch immer, dass man nur stolz sein könne auf etwas, was man selbst erreicht hat, und nicht auf ein zufälliges biographisches Detail. Eben.

Ich kann guten Gewissens sagen: Ich habe einiges durchgemacht, bevor ich Deutsche wurde. Deutsch war ich schon immer, aber Deutsche bin ich erst mit achtzehn geworden. Ich bin in Deutschland auf die Welt gekommen, meine Mutter ist Deutsche, mein Vater aber Türke, und so galt auch ich automatisch als Türkin.

Fast achtzehn Jahre lang lebte ich mit einem türkischen Pass. Das war nicht weiter schlimm, solange ich Deutschland nicht verlassen wollte. Und das konnte ich nach Ansicht der Bundesrepublik wohl kaum wollen, ich besaß schließlich den kostbaren und bei meinen anatolischen Landsleuten so begehrten Stempel, der mir eine «unbegrenzte Aufenthaltsberechtigung» verlieh. Wieso sollte man da ins Ausland wollen, außer natürlich in die Heimat, um seinen Acker umzupflügen? Wir hatten in der Nähe von Izmir allerdings keinen Acker, sondern ein bevorzugtes Stück Strand im Club Méditerranée, was bei mir zu einem Cluburlaubs-Trauma führte, von dem noch die Rede sein wird. Aber auch diese jährlichen Sommerreisen in die Türkei waren mit dem türkischen Pass ja kein Problem.

Ein Problem waren die Klassenfahrten. Denn deutsche Schulen sahen leider keine Schullandheimaufenthalte in der anatolischen Provinz vor. Übrigens eine große Dummheit, wenn man bedenkt, wie gut sich ein moslemisches Land um die größte aller Sorgen kümmern würde, die deutsche Begleitlehrer plagten: die Trennung von Männlein und Weiblein. Ein diskreter Hinweis an die anatolischen Herbergseltern, und schon hätte jede Schülerin ein Tuch um den Kopf und einen grimmigen anatolischen Leihbruder an der Seite. Den Schülern gegenüber ließe sich das ganz einfach als Rollenspiel zur Förderung multikulturellen Verständnisses verschleiern.

Aber deutsche Schulen bevorzugten zur Förderung multikulturellen Verständnisses nun einmal Fahrten ins benachbarte europäische Ausland, für die Nicht-EU-Mitglieder ein Visum benötigten. Und das Goldberg-Gymnasium Sindelfingen hatte sich 1985 entschieden, die Klasse 10 c ins Elsass zu schicken. Was dazu führte, dass der deutsche Teil meiner Familie das Kriegsende verfluchte und die Rückgabe Elsass-Lothringens an Frankreich für einen schweren historischen Fehler hielt; der deutsche Teil meiner Familie stand nämlich gefühlte zwanzig Stunden in der Schlange des französischen Konsulats. Erst dann hatte meine Mutter Frankreich davon überzeugt, dass es sich bei der Klassenfahrt keineswegs um einen verdeckten Flüchtlingstransport handelte, sie bezweifelte sehr, dass die Heike oder der Dieter trotz aller häuslichen Schwierigkeiten ein Verlassen Sindelfingens ernsthaft in Erwägung zögen, dass ihre sechzehnjährige türkische Tochter vorerst nicht plane, die deutsche Schulausbildung gegen die zugegebene lukrativere Arbeit als Hafenprostituierte in Marseille einzutauschen, und dass sie selbst durchaus beabsichtige, diese Tochter nach fünf Tagen wieder bei sich aufzunehmen.

Ich bekam das Visum. Ich hatte viel Spaß im Elsass, kehrte

aber tatsächlich nach fünf Tagen wieder nach Sindelfingen zurück.

Ein knappes Jahr später beging meine beste Freundin Angelika Hochverrat und zog mit ihren Eltern nach Frankreich. Ich beschloss, sie trotzdem zu besuchen, was wieder ein Visum erforderte. Da es in diesem Fall keine deutsche Schule gab, die einen offiziellen Aspekt der Reise bestätigen konnte, lastete die ganze Verantwortung auf den Schultern von Angelikas Vater. Und es gab einiges für ihn zu tun. Erstens musste er mir eine schriftliche Einladung schicken. Zweitens hatte er ein Formular auszufüllen, wonach seine Wohnung groß genug war, um mich aufzunehmen, und sein Vermögen ausreichend, um mich mit Nahrung zu versorgen. Drittens mussten diese Angaben vom örtlichen Bürgermeister bestätigt werden. Viertens schickte er sie im Original mit Durchschlag an mich. Und als meine Mutter bei ihrem erneuten Besuch auf dem Konsulat erklärte, sie habe ihre damalige Entscheidung nicht bereut und auch diesmal vor, ihre Tochter nach zwei Wochen wieder bei sich aufzunehmen, konnte ich fahren.

Aber irgendwann reichte es uns, und mein Vater beschloss, für sich, mich und meine Schwester die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen und die türkische abzulegen, damit es keinen Staatsakt mehr bedeutete, wenn wir einmal einen anderen europäischen Staat besuchen wollten.

Die Einbürgerung wiederum schien in unserem Fall nicht besonders schwierig zu sein, jedenfalls war mein Vater bei den notwendigen bürokratischen Formalitäten ganz in seinem Element, und mir fiel erst gegen Ende der Prozedur eine Aufgabe zu: Ich hatte den «Nachweis ausreichender deutscher Sprachkenntnisse» zu erbringen. Dazu war es erforderlich, auf dem Rathaus einen Lebenslauf in deutscher Sprache und

in «nichttabellarischer Form» zu verfassen. Auch ich, geboren in Sindelfingen, aufgewachsen in Sindelfingen, Schülerin des Sindelfinger Goldberg-Gymnasiums, ich musste persönlich aufs Sindelfinger Rathaus. Ich, die ich in der Schule fast nur Einsen und Zweien hatte, deren Deutsch vermutlich besser war als das des Beamten, ich saß auf dem Sindelfinger Rathaus und schrieb einen Lebenslauf in nichttabellarischer Form.

Dass keine Missverständnisse aufkommen: Ich bin die Erste, die findet, dass wir Deutschen von Ausländern deutsche Sprachkenntnisse verlangen müssen. Und zwar am besten mit Zwang. Mit fremden Ausländern kenne ich mich nicht so aus, aber über die türkische Psyche weiß ich eins: Je strenger, desto besser. Erstens ist die türkische Gesellschaft ein patriarchalisches System, und zweitens sind die Türken seit Atatürk daran gewöhnt, mit dem Rohrstock erzogen zu werden. Lassen Sie sich von den Klagen mancher türkischer Mitbürger über die deutsche Bürokratie, in die Sie wahrscheinlich gerne einstimmen, um Ihre Lockerheit und Lebensfreude zu demonstrieren, nicht täuschen: Das Einzige, was den Türken an der deutschen Bürokratie stört, ist, dass er ihre Sprache nicht spricht. Und das Erste, was er nach einer Rückkehr in die Türkei vermisst, ist die deutsche Ordnung. Der türkische Beamtenapparat ist von erstaunlicher Größe, der Hauptunterschied besteht darin, dass er statt von unzähligen Paragraphen von unzähligen Gefälligkeiten reguliert wird.

Aufgrund des Sozialsystems muss dem durchschnittlichen Türken Deutschland wie eine Waldorfschule erscheinen, und das Schulsystem ist innerhalb dieser Waldorfschule das Kuschelzimmer. Türkische Lehrer sind nämlich keine unreifen Weicheier mit immensem Redebedarf und offensichtlich so wenigen gleichaltrigen Freunden, dass sie sich bei ihren Schülern

anbiedern müssen. Türkische Lehrer sind Respektspersonen. Ihren Befehlen wird gehorcht, ganz egal, was man selbst davon hält. «In meinen vier Wänden bestimme ich die Regeln» ist das Grundprinzip türkischer Pädagogik. Entsprechend verstünde ein Türke sofort, wenn es hieße: «Du willst bei uns in Deutschland leben? Dann musst du Deutsch sprechen können.» So einfach könnte es meiner Ansicht nach sein, wirklich.

In meinem Fall aber hätte ich es damals durchaus akzeptabel gefunden, zum Nachweis «ausreichender deutscher Sprachkenntnisse» meinen wirklich bemerkenswert differenzierten letzten Deutschaufsatz über «Bürgerliche Konvention und romantisches Ideal in Goethes ›Leiden des jungen Werther‹» als Beweisstück zuzulassen.

Stattdessen saß ich auf dem Rathaus und bemühte mich, mit siebzehn Jahren Sindelfingen wenigstens eine halbe DIN-A4-Seite zu füllen.

Das Einbürgerungsverfahren hielt ich für eine gute Gelegenheit, meinen zweiten Vornamen, den meiner türkischen Großmutter, streichen zu lassen. Sie hieß Müyesser, und ich mochte ihn nicht. Ich hätte ihn durchaus ertragen, weil aber in der Türkei der zweite Name der Rufname ist, stand in meinem türkischen Pass *Müyesser Iris Alanyalı*, und so galt der Name meiner Großmutter in Deutschland offiziell als mein Rufname. Ich liebte meine Oma, aber ich hasste jeden Brief, der an «Müyesser Alanyalı» adressiert war, und war deshalb sehr froh, als der Standesbeamte vollstes Verständnis für mein Anliegen zeigte und meinte, das sei kein Problem. Und dann meinte er noch, ich solle mir doch außerdem überlegen, meinen fremdländischen Nachnamen einzudeutschen, der könne vielleicht auch einmal Schwierigkeiten geben, «zum Beispiel mit einem deutschen Ehemann».

Ich habe den Namen meiner Großmutter behalten. Müyesser heißt übrigens so viel wie «vom Schicksal vergönnt».

Einige Monate später wurden mir ausreichende deutsche Sprachkenntnisse bestätigt und die Einbürgerung angekündigt. Ich war sehr stolz, auch wenn es leider keine Note für den nichttabellarischen Lebenslauf gab.

Aber den größten Triumph feierte ich auf französischem Boden. Eine weitere Frankreichreise überschneidet sich mit der Ausstellung des deutschen Passes, und so stand ich ein letztes Mal in der Schlange des französischen Konsulates. Und wieder überschlug sich die Schalterbeamtin vor Gastfreundschaft.

«Was wollen Sie in Frankreich?»

«Meine Klasse unternimmt eine Studienfahrt nach Paris.»

«Sie wollen doch bestimmt dort bleiben.»

«Nein, danke, ich muss danach wieder in die Schule.»

«Erzählen Sie mir doch nichts, Sie wollen natürlich in Frankreich bleiben und sich eine Arbeit suchen.»

«Nein, ich bin siebzehn Jahre alt, ich gehe noch zur Schule, und mein Vater verdient genug, um mich mit durchzufüttern.»

«Ja, das sagen sie alle, und dann suchen sie sich Schwarzarbeit in Frankreich.»

Die Frau zuckte nervös mit den Augenbrauen, haute den letzten Stempel in meinen Pass und knallte ihn mir über die Theke.

Ich überlegte kurz. Ich hatte mein Visum in der Hand, meine Einbürgerung stand direkt vor dem Abschluss. Ich würde diese Frau nie mehr brauchen. «*Alors*», sagte ich freundlich lächelnd in meinem besten Schulfranzösisch, «ich erkläre Ihnen das noch einmal. Ich lebe in Deutschland, und ich lebe gern hier, und ich kann hier eine Menge Deutsche Mark verdienen. Was

soll ich denn mit Ihren lächerlichen Francs?» Und dann drehte ich mich um und stolzierte aus dem französischen Konsulat. Ich war nie wieder dort. In Paris aber schon.

Wenige Wochen später konnten mein Vater, meine Schwester und ich unsere deutschen Papiere abholen. Als wir mit unseren nagelneuen Pässen in der Hand nach Hause kamen, schwenkten wir sie in der Luft und brüllten «Ausländer raus» durch die Wohnung, ansonsten löste der Wechsel keinerlei Identitätskrisen aus. Das einzige Mal, dass mein Vater den Schritt bereute, war, als ich am Tag der Bundestagswahl 1987 verkündete, ich ginge jetzt die Grünen wählen.